

Zum Schluss eine kurze Bemerkung zu den 20 Autoren. Sie kommen alle aus dem sogenannten evangelikalen Lager; fast alle sind akademisch mit Promotion und einige auch mit Habilitation ausgewiesen und meist auch in der theologischen Ausbildung tätig, mit Ausnahme von Oswald Bayer jedoch alle außerhalb der staatlichen Theologischen Fakultäten. Dies zeigt, wie sich evangelikale Theologen in den letzten Jahren qualifiziert haben mit zum Teil höchst bemerkenswerten Arbeiten. Zugleich stellt sich die ernste Frage, wie es mit der Kenntnisnahme dieser Richtung innerhalb der akademischen Theologie bestellt ist, wo leider sehr oft unter dem Etikett „evangelikal“ (dazu die Erläuterung von Rolf Hille: „Was heißt eigentlich ‚evangelikal‘?“) eine stillschweigende Verdrängung sich vollzieht. Doch wir wissen: Bei der Aussaat des Reiches Gottes gilt nicht der persönliche Erfolg, sondern das Wachsen der Saat, die die Frucht in sich trägt (1 Kor 3,5–17).

*Reinhard Slenczka*

---

Rolf Hille, Herbert H. Klement (Hg.): *Ein Mensch – was ist das? Zur theologischen Anthropologie. Bericht von der 13. Studienkonferenz des Arbeitskreises für evangelikale Theologie (AfeT), 14.–17. Sept. 2003 in Bad Blankenburg. Helmut Burkhardt zum 65. Geburtstag gewidmet*, Wuppertal: R. Brockhaus; Gießen: Brunnen, 2004, Pb., 399 S., € 14,90

---

Die AfeT-Studienkonferenz des Jahres 2003 hinterlässt der Öffentlichkeit einen Berichtsband mit Beiträgen von je für ihr Thema ausgewiesenen Fachleuten. Die 16 Vorträge und drei Bibelarbeiten zur Anthropologie gehen meist unmittelbar aus eigenen Forschungsarbeiten (die ich im Folgenden unerwähnt lasse) hervor. Die Herausgeber bieten sie gegliedert in I. Biblische und systematische Überlegungen, II. Brennpunkte des Lebens und der Ethik, sowie einen eigenen Teil III, in dem Werner Neuer eine Skizze des Jubilars Helmut Burkhardt und dessen Bibliographie darbietet.

Der Band lässt das Grundanliegen der Tagung erkennen: eine biblische und dogmatische Klärung und ethische Zuspitzung. Letzteres geschieht unter anderem in sozialetischer (Zimmerling, Faix), lebensethischer (Schockenhoff, Spieß) und missionarischer Hinsicht (Brandl).

Zu den Vorträgen/Aufsätzen im Einzelnen: Rolf Hille („Sinn des Lebens und ewige Bestimmung des Menschen“ [S. 11–39]) gibt je vom biblischen Erwählungsglauben her überzeugende Antworten auf die drei Kränkungen, die Sigmund Freud für den modernen Menschen wahrgenommen hat: Gott erwählt in einem unendlichen All einen winzigen Planeten für seine Heilsgeschichte (zur kopernikanischen Kränkung); nicht die Vernunftbegabung gewährleistet die menschliche Würde, sondern seine Berufung zum Partner Gottes (zur darwinisti-

schen Kränkung); die Vernunft mag durch Triebe manipulierbar sein, aber der Friede Christi ist höher als alle Vernunft und befreit die menschliche Existenz (zur freudschen Kränkung [S. 30f]). Von Christus her ergibt sich die Antwort auf die Sinnfrage: protologisch, anthropologisch/ethisch, eschatologisch.

Jürgen van Oorschot („Menschen – geschaffen als Gottes Ebenbild“ [S. 40–59]) zeichnet besonders von der Urgeschichte her den Menschen allgemein als *schwach, stark* und als *Ebenbild Gottes*, wobei er mitunter ausdrücklich bei „etwas plakativen Aussagen“ bleibt (S. 55).

Herbert H. Klement („Mensch und Sünde in der Urgeschichte“ [S. 60–88]) zeigt an einigen Beispielen, wie sinnvoll und begründet eine synchrone Lesart der Urgeschichte ist. Gen 8,21 widerspricht einer optimistischen Anthropologie *allgemein*, selbst und sogar zunächst für Noah, der ja als Gott hingegebener Mensch dargestellt wird. „Die Erneuerung des Herzens ist aufgetragen, jedoch nur von Gott selbst her möglich“ (S. 75). Sünden werden in der Urgeschichte in der Regel nicht thetisch, sondern durch ihre Resultate bzw. durch die literarische Abfolge bewertet. Das Urteil fällt der Leser so innerlich mit dem Verfasser. An sechs Texten der Urgeschichte wird dies konkretisiert (zusammenfassende Übersicht S. 83).

Walter Hilbrands („Du hast ihn wenig niedriger gemacht als Gott' – zur hohen Anthropologie von Psalm 8“ [S. 89–105]) bietet eine luzide Strukturanalyse des Psalms. Mit Pehlke vergleicht er den Menschen mit einem Manager, der fast alles selbst entscheiden darf, der aber nie gegen die Interessen des Geschäftsführers handeln darf (S. 104f). Die neutestamentliche Interpretation des Psalms versteht Hilbrands so, dass an Christus etwas vom wahren Menschen deutlich wird: Als „der neue Mensch bringt Christus die Aussagen des Psalms zur Vollen- dung“ (S. 103).

Stefan Fischer („Wesen und Bestimmung des Menschen in den kanonischen Weisheitsschriften“ [S. 106–130]) konstatiert ein Fehlen der Auferstehungshoffnung bei Hiob, Sprüche und Kohelet. Angesichts der altorientalischen Glaubensausrichtung auf das Jenseits liege in den kanonischen Weisheitsschriften offenbar ein absichtlicher Diesseitsbezug vor (S. 118). Dies gilt auch für die Ethik des Sprüchebuches, die sich aus einem normativen Konsens ergebe und keinen Erwählungsbezug erkennen lasse (mit Hausmann [S. 119]). Außerdem sei keine Erlösungslehre erkennbar, die von einer Grundverderbtheit des Menschen durch den Sündenfall ausgehe (S. 122.127). Nach Fischer öffnen sich so Perspektiven einer gesamtgesellschaftlichen Moral, die auf der Furcht des Schöpfers unter Absehung des biblisch bezeugten Geschichtshandelns basiert (S. 128). – Dieser Beitrag bedeutet eine erhebliche Herausforderung für eine gesamtbiblisch verantwortete Theologie; eine Antwort sucht man im Berichtsband vergeblich (vgl. unten zu Spieß). Welchen Gott meint eine Gottesfurcht, die nicht seine Geschichte und sein Wort kennt?

Eberhard Hahn („Wie [un-]frei sind wir? Der Streit um den Willen und seine Konsequenzen“ [S. 131–145]) erinnert an die Auseinandersetzung zwischen Luther und Erasmus anhand der divergierenden Auslegungen beider von Mt 23,37 und Röm 9,16–18 bzw. an Luthers Wertung der Fragestellung als „Dreh- und Angelpunkt der Auseinandersetzung“. Erasmus versucht, das seines Erachtens Beste am Menschen zu erhalten: die Vernunft. Darum bezeichnet er die Frage nach dem freien Willen als gefährliche theologische Spezialfrage, die wegen der Unklarheit der Schrift nicht sicher zu beantworten sei. Nach Iwand sichert Erasmus die Vernunft auf diese Weise vor ihrer Katastrophe und erhält gerade mit seinem Respekt vor den Geheimnissen den Traum von der Rationalität des christlichen Glaubens. Luther hingegen gewinnt aus der Heiligen Schrift felsenfeste Aussagen, die nicht nur Theologengezänk, sondern Basis jeden biblisch begründeten Glaubens sind (S. 141): 1. Der Mensch ist als ganzer in Sünde tot, wird durch das Evangelium neu erweckt und so zum *cooperator Dei*: Gott schafft uns ohne uns neu, damit er durch uns wirken kann (S. 142). 2. Der gute Gott ist Herr des Bösen. 3. Freier Wille würde niemals zur Gewissheit gelangen: Gewissheit ist Geschenk (*spiritus sanctus non est scepticus*).

Christian Herrmann („Der unsterbliche Mensch“ [S. 146–163]) zeigt moderne Spielarten von Transzendierungssehnsucht auf und kontrastiert dies mit der kirchlichen Immanenzreduktion. Eine rein biologische Sicht verleihe dem Tod zu viel Macht als absoluter Größe, führe zur Verzweiflung und erfordere erfolglose Versuche der Todestranszendierung (S. 154). Wird das Grundproblem des Menschen, nämlich sein Verfallensein an Sünde, Tod und Gericht, nicht erkannt, wird der Mensch nicht aufgewertet, sondern sich selbst ausgeliefert (S. 155). In Auseinandersetzung mit der philosophischen Tradition wird nach Wahrheitsmomenten einzelner Ansätze gefragt (Platon, Aristoteles, Thomas, Leibniz, Thieli-cke). Der Mensch bleibt relationsontologisch abhängig vom Wort Gottes als Gesetz und Evangelium (S. 161). „Die Auferstehung ist die Weise der Unsterblichkeit, die die Ganzheitlichkeit der menschlichen Existenz wahrt und zugleich als soteriologisches Ereignis nur von Gott her erwartet werden kann“ (S. 162).

Thomas Jeromin vergleicht „Das Gewissen bei Luther, Kant und Kierkegaard“ (Untertitel: „Studien zur neuzeitlichen Verhältnisbestimmung von Autonomie und Theonomie“ [S. 164–183]), wobei Kant am ausführlichsten berücksichtigt wird. Alle drei vertreten keine Reinform von Autonomie oder Theonomie. Eine solche Position sei nicht nur geistesgeschichtlich unauffindbar, sondern prinzipiell unmöglich, weil sich selbst aufhebend: Reine Theonomie würde Personalität und Gottebenbildlichkeit des Menschen unterschlagen; reine Autonomie ohne den Horizont des Gottesgedankens führe zum Zerfallen des autonomen Ichs und in Nihilismus. Trotz der enormen Gegensätze der skizzierten Positionen sieht Jeromin in ihnen Modelle des Gewissensverständnisses, „die bis heute nichts an Gültigkeit verloren haben“ (S. 183). – Luthers Wormser Wort wird in dieser Studie meines Erachtens in Richtung der Autonomie überinterpretiert (vgl.

S. 166), außerdem sollte die Zirkulardisputation „Zur Erforschung der Wahrheit und zum Trost der erschrockenen Gewissen“ von 1518 (WA I, 630–633) einbezogen werden.

Jürg Buchegger („Der neue Mensch in Christus und seine tägliche Erneuerung“ [S. 184–213]) schließt Teil I ab. Er unterscheidet das paulinische Reden von Umgestaltung (*metamorphoun* ktl.) und Erneuerung (*anakainoun* ktl.) und betont erstens das gnadenhafte Geistgewirkte der Erneuerung, zweitens das Spannungsfeld von Leiden und Herrlichkeit (2 Kor 4,16) bzw. Anfechtung und Absterben, unter dem die Erneuerung stattfindet, drittens das faktische Tun des Willens Gottes. „Erneuerung‘ will nicht den Menschen neu machen (der bereits ‚neue Mensch‘ wird erneuert), sondern den ‚neuen Menschen‘ zum Leben und Handeln nach Gottes Willen anleiten und befähigen. Der Christ wird also durch die tägliche Erneuerung ausgerüstet, die von Gott vorbereiteten guten Werke ‚allein aus Gnade‘ zu tun“ (S. 213).

Peter Zimmerling („Die Bedeutung der Gemeinschaft für den Menschen angesichts der Postmoderne“ [S. 217–232]) skizziert die vier Beziehungsdimensionen des Menschen und fragt nach dem Beitrag der Gemeinde. Diese bildete ursprünglich eine „Kontrastgesellschaft zur übrigen Gesellschaft“ (S. 227). Die „Heilkraft christlicher Gemeinschaft“ (S. 229) kann sich erweisen als Raum der Wahrheit, der Freiheit, der Persönlichkeitsentfaltung, des Einübens von Beziehungsfähigkeit sowie des Festes und der Freude.

Eberhard Schockenhoff („Menschen erschaffen nach unserem Bild? Chancen und Grenzen der Gentechnik aus ethischer Sicht“ [S. 233–249]) versteht es, das Lebensrecht profiliert gegen luzide geordnete Einwände abzugrenzen. So würde etwa die Begründung des Lebensrechts in der Annahme durch die Mutter Grund und Folge der Menschenwürde umdrehen; eine Ethik des Heilens neige zum Vergleich unvergleichbarer Rechtsgüter, und der biblische Begriff „Barmherzigkeit“ würde unzulässig gegen „Gerechtigkeit“ ausgespielt. Reproduktives Klonen und verbrauchende Embryonenforschung werden kategorisch ausgeschlossen.

Jürgen Spieß („Töten oder sterben lassen – Anmerkungen zur Euthanasiedebatte“ [S. 250–259]) gibt in einem kurzen, aber dichten Beitrag Einblicke sowohl in die Geschichte der Euthanasiediskussion als auch zur erschütternden Situation in Holland, Belgien und Australien. In Holland gibt es eine Entwicklung „vom Töten auf Verlangen zum Töten ohne Verlangen“ (S. 254f). In Belgien werden neben körperlichen auch „mentale“ Gründe für das Tötungsverlangen berücksichtigt, möglicherweise werden also auch Selbstmörder aus Depression und Liebeskummer unterstützt. „Kein ewiger Wert ohne ewiges Leben. Nur weltimmanente Maßstäbe reichen als Argumente gegen die aktive Euthanasie nicht aus“ (S. 258).

Wilhelm Faix („Bindung als anthropologisches Merkmal: Die Bedeutung der Eltern-Kind-Beziehung als Prävention für eine gesunde Persönlichkeitsentwicklung aus biblischer und entwicklungspsychologischer Sicht und gemeindepäda-

gogische Folgerungen“ [S. 260–291]) sieht in einem guten frühzeitigen Bindungsverhalten einen wesentlichen Schutz vor Aggressivität und Straffälligkeit. Er plädiert für einen Verzicht auf Fremdbetreuung in den ersten drei Jahren; wenn doch, so durch geschulte Tagesmütter. Schulung könnte von Gemeinden als Aufgabe wahrgenommen werden. Allgemein sollten Gemeinden Individualisierung durch bewusst gelebte Bindung und Unterweisung überwinden helfen.

Der Beitrag von Bernd Brandl („Schlüssel zum Herzen der Menschen: Zur Suche nach Anknüpfungspunkten in der missionarischen Praxis“ [S. 292–310]) steht in einem eher indirekten Verhältnis zum Tagungsthema. Er wendet sich gegen Barths „Nein!“ an Emil Brunner und schließt sich Gedanken von Karl Hartenstein, Friso Melzer und Don Richardson an. Ausgehend von Paulus' Areopagrede entwirft Brandl Perspektiven einer evangelikalen Religionswissenschaft: Motiviert in der Liebe, verortet in der christlichen Mission bzw. Missionswissenschaft, soll sie eine biblische Sicht der Religionen entwickeln und auf die Umkehr zu Christus zielen, in dem allein das ewige Heil zu finden ist (S. 309f).

Hansjürgen Peters („Menschenbilder der Gegenwart: Zur Alltagsanthropologie“ [S. 311–319]) lässt eine Fülle von Zitaten Revue passieren, die den Menschen als Rätsel nicht nur im Alltag, sondern auch aus der Sicht von Philosophen schildern. In bunter Folge sprechen Kant, Goethe, Descartes, Scheler, Dostojewski und andere, worunter die Kohärenz des Beitrags leidet. Zur „Frage nach dem Menschen“ heißt es: „Dieser Beitrag gibt auf die Frage keine Antwort. Selbst eine systematische und gleichzeitig umfassende Problemskizze scheint zurzeit kaum möglich zu sein. Es sollten hier lediglich Facetten aufgezeigt“ werden (S. 325f).

Die drei Bibelarbeiten von Eckhard Hagedorn zu Texten aus Psalm 39, Lk 13 und Ps 131 bieten in Gestalt und Gehalt viel Kerniges, was gezielt das Tagungsthema ansteuert: „Der Psalter ist auf weite Strecken zunächst einmal *Entwurzelungsbuch*. Wer ihn ins stille Kämmerlein mitnimmt, dem wird dieses Kämmerlein, wenn's gut geht, zur Ausnüchterungszelle“ (S. 328).

Teil III besteht aus Werner Neuers bewusst „sehr fragmentarische(r) Skizze zu Helmut Burkhardts bisherigem Leben und Werk“ („Biblische Theologie in wissenschaftlicher Verantwortung: Helmut Burkhardt zum 65. Geburtstag“ [S. 353–376]). Das ist bescheiden formuliert, werden doch Werdegang und Publikationen des Jubilars, dem der AfeT viel zu danken hat, verdienstvoll zusammengetragen.

Es überrascht, dass die Frage nach der Freiheit des Menschen, die in der Hirnforschung des letzten Jahrzehnts immer eingengter dargestellt wird, gar keine Erwähnung findet, auch nicht, wo es sich angeboten hätte (vgl. S. 37.173.179. 273). Nach meiner Erinnerung fehlte dies auch beim Europäischen Theologenkongress zum Lebensbegriff (Zürich 2002). Der Band gibt einen Überblick über die theologische Arbeit des AfeT zum Tagungsthema und empfiehlt sich als

Einstieg in Grundfragen der Anthropologie, voran die Beiträge von Hille, Hahn, Herrmann und Schockenhoff.

Stefan Felber

---

Jörg Lauster: *Prinzip und Methode. Die Transformation des protestantischen Schriftprinzips durch die historische Kritik von Schleiermacher bis zur Gegenwart*, Hermeneutische Untersuchungen zur Theologie, Band 46, Tübingen: Mohr Siebeck, 2004, Ln., 513 S., € 99,-

---

*Zum Ganzen:* Mit diesem Band legt Jörg Lauster seine Habilitationsschrift vor (Mainz 2002). Darin befragt er die Theologiegeschichte der letzten gut 200 Jahre, wie das Verhältnis von Schriftprinzip und historischer Kritik in einem veränderten geistigen Umfeld je neu bestimmt wurde und wie man sich dabei dem neuzeitlich-„wissenschaftlichen Wirklichkeitsverständnis“ annäherte oder entfernte (S. 257). Gefragt wird nach der Kontrollierbarkeit der Auslegungsverfahren und nach der theologischen Relevanz der historischen Kritik (S. 274f). Lauster nimmt auf den langen Weg durch viel Literatur mit und will zeigen, wie jeweils Theologe auf Theologe reagiert hat. Deutlich wird die Sogwirkung der historischen Kritik auf die *ganze* protestantische Theologie (vgl. zu J. T. Beck S. 140, zu v. Hofmann und R. Rothe S. 176, zu Mehring S. 178). „Prinzip und Methode“ erscheinen als theologiegeschichtlicher Vorgang *vom Prinzip zur Methode*: Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts verschwinden die Lehren von Verbalinspiration und *testimonium internum* nahezu völlig aus der deutschsprachigen akademischen Theologie (S. 19); sie finden sich nur noch in „bestimmten Formen kirchlicher Gemeindefrömmigkeit“ (S. 179).

Bei der *Darstellung der einzelnen Konzepte* kann man aus diesem Buch vieles lernen. Wenige Beispiele: Kant („moralische Eisegese“!) und Hegel (Bibel erst am Anfang der Entwicklung) haben das Schriftprinzip aus sehr verschiedenen Gründen verworfen. Troeltschs berühmte drei Kriterien für historische Verfahren finden sich sachlich längst vor ihm (vgl. zu F. C. Baur S. 113f). Baur trennte wie D. F. Strauß ausgeprägt zwischen Inhalt und Form, Schale und Kern und will die historische Kritik sogar in den Dienst der Heiligung nehmen („dem Fleische abzusterben“ [S. 117]). Harnack, der klar sah, dass mit historischer Arbeit keine Glaubensgewissheit entsteht, ordnet die Schrift in die Tradition ein; der konfessionelle Streit verliert so seinen Inhalt (S. 204). Martin Kähler wird als „im Range eines protestantischen Kirchenvaters“ (S. 238) hoch geschätzt und noch im Schlussteil häufig angeführt. Barth hingegen, der zu den theologischen Erben Käblers gehört, wird eher distanziert dargestellt („Neuerungspathos“, „intellektuelle Prägung in Schleier“ [S. 280]), denn das entscheidende Verstehen der religiösen Dimension der Texte bleibt bei ihm unverfügbar (S. 275) – damit